In: Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un)vollendetes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften.
Hg. v. Dieter Heimböckel, Irmgard Honnef-Becker, Georg Mein, Heinz Sieburg. München: Fink 2010, S. 150-161.

WILHELM AMANN

Interkulturalität und Regionalität

Das Potential im Verhältnis der beiden Kategorien Interkulturalität/Regionalität sowie die daran anschließbaren Fragestellungen lassen sich am besten auf einem kleinen Umweg exponieren, und zwar durch die Skizze einer avancierten Position innerhalb der deutschen Rezeption der *Postcolonial-Studies*.

Der Soziologe Armin Nassehi hat sich in mehreren Untersuchungen mit den Herausforderungen des Postkolonialismus für eine mit Differenzierungsfolgen konfrontierte, also mit nicht essentialistischen Annahmen operierende Kultursoziologie beschäftigt, und er hat dabei immer wieder auf den Affront hingewiesen, den der postkoloniale Migrant für stabile kulturelle Gemeinschaften bereithält, denn

> die Position des westlich kontaminierten Angehörigen nicht-westlicher Kultur, der das Sowohl-als-auch wie das Weder-noch verkörpert [...], symbolisiert die Arbitrarität, die Kontingenz, das Gewordensein, den Zufall, das Chaos, die différance jeder Kulturproduktion.[1]

Gleich einem Parasiten hockt der postkoloniale Migrant auf der Differenz der Kulturen, in ihm findet Nassehi daher auch den „prototypischen Bewohner der Weltgesellschaft".[2] Eindeutige Zurechnungen kultureller Identitäten sind ihm fragwürdig geworden, er beobachtet statt dessen Differenzen und Inkompabilitäten und indem er diese wahrnimmt und reziprok aufeinander bezieht, entsteht so etwas wie ein weltgesellschaftlicher Horizont, den wir selbst nur medial und punktuell wahrnehmen und in der Regel im alltäglichen Handeln ausblenden.[3] Nassehis Deutungsrahmen für diese postkoloniale Leitfigur fällt damit anders aus als – um ein anderes Beispiel aus der deutschen Rezeption des Postkolonialismus zu geben – der im Einleitungsaufsatz des Sammelbandes über *Hybride Kulturen*, wo das kritische Potential der Figur stellenweise doch durch die Nähe zur Inszenierung eines Le-

1 Die Untersuchungen sind zusammengefasst in Armin Nassehi, *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/Main, 2003. Zum Postkolonialismus und zum postkolonialen Migranten insbesondere S. 204-209 u. 237-240, hier: S. 205.

2 Ebd., S. 206.

3 Zur Konstitution von „Weltgesellschaft" durch Differenzerfahrungen, vgl. ebd., S. 197 f.: „Nur weil die unterschiedlichen und ungleichen Teile der Weltgesellschaft voneinander wissen, nur weil sie sich als Komplement ihrer selbst wahrnehmen können und indem sie in dieser Weise beobachtend aufeinander bezogen sind, stehen sie überhaupt in Differenz zueinander. Die Differenzen und Inkompatibilitäten von Lebensformen und Lebensverhältnissen und die antagonistische Wechselseitigkeit von Weltbildern ist eben keine Form sozialer Beziehungslosigkeit, sondern im Gegenteil: Diese Differenzen konstituieren jenes Beobachtungsschema, das Gesellschaft als Weltgesellschaft erscheinen lässt."

benstils kultureller Hybridität in den Szenen der Metropolen zu verschwinden droht.[4]

Nassehi weist im Übrigen auch den häufig erhobenen Vorwurf zurück, diese Leitfigur sei nichts weiter als eine verkappte intellektuelle Selbstbeschreibung eines elitären Kreises von Literaten und Kulturwissenschaftlern. Die Herausforderung des postkolonialen Migranten liege nicht so sehr in seinem empirischen oder quantitativen Auftreten, sondern in einer „theoretischen Funktion" und zwar in der Bezeichnung einer „epistemologischen Unsicherheit des Lokalen in Hinblick aufs Globale".[5] Der Migrant mache „die unsichtbaren Praktiken der kulturellen Identifikation" sichtbar, so u. a. den Mechanismus der Schließung sozialer Zugehörigkeit durch die Verortung von Gesellschaft im Raum bzw. der Kopplung von Identität an ein Territorium. Er unterzieht damit scheinbar eindeutigen Repräsentationen einer radikalen Kritik.

Der nahe liegende Einwand, dass diese dem postkolonialen Migranten zugemutete Funktion der Verunsicherung von Repräsentationen ihn allzu leicht selbst zum Repräsentanten eines Diskurses stilisiert, beruht nach Nassehi auf einer Projektion. Die epistemologisch privilegierten Positionen so genannter nicht westlicher Perspektiven werden häufig mit einer höheren moralischen Würde ausgestattet, die höchstens von eigenen Unzulänglichkeiten entlastet. Verwiesen wird in diesem Zusammenhang auf eine eher nüchterne Feststellung Edward Saids, derzufolge die

> bloße Existenz als unabhängiger Araber oder Schwarzer oder Indonesier weder ein Programm noch ein Prozess, noch ein Vision ist. Sie ist vielmehr nichts weiter ist als ein geeigneter Ansatzpunkt, an dem die wirkliche Arbeit [...] beginnen könnte.[6]

Und Nassehi ergänzt Saids Warnung vor einer moralischen Privilegierung dieser Leitfigur des postkolonialen Diskurses mit einer Bemerkung, die einen angemessenen Leitfaden für die Beschreibung des Verhältnisses von ‚Interkulturalität und Regionalität' bietet:

> Die wirkliche Arbeit [...] ist freilich die, nicht den postkolonialen Araber, den Schwarzen oder den Indonesier als Hybriden zu entlarven – das dürfte uns [sic!] nicht schwer fallen. Wirklicher und härter ist es, dies auch bei Westfalen, bei Bayern, bei Deutschen, Franzosen und Wallisern, bei Schotten, Andalusiern und Lombarden, bei Eidgenossen [...] zu tun. Die Weltgesellschaft und ihre Verwerfungen zwingen geradezu zum ethnologischen Blick auf uns selbst.[7]

4 Vgl. Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius, „Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte", in: Dies., *Hybride Kulturen*, Tübingen, 1997, S. 1-29, hier: S. 12, dort der Verweis auf die „Club-Nacht in der nationale und (sub-)kulturelle Differenzen [...] produktiv eingesetzt werden können". Zur Kritik vgl. auch Kien Nghi Ha, *Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus*, Bielefeld, 2005, S. 94 f.

5 Nassehi, *Geschlossenheit und Offenheit*, S. 205 f.

6 Edward Said, „Die Politik der Erkenntnis", in: Bronfen/Marius (Hg.), *Hybride Kulturen*, S. 81-95, hier: S. 88.

7 Nassehi, *Geschlossenheit und Offenheit*, S. 207.

Die Frage nach der Geltung postkolonialer Theoreme für die scheinbar essentialistischen Gebilde der ‚eigenen' Kultur – hier verstanden als die westeuropäische Kultur, darauf wird zurückzukommen sein, – mit ihren spezifischen Identitätsformungen nationalen und mehr und mehr regionalen Zuschnitts ist durchaus berechtigt. In ihr liegt ja bereits die „theoretische Funktion" der postkolonialen Leitfigur als Verunsicherung „des Lokalen in Hinblick aufs Globale". Warum muten wir Angehörigen ferner Kulturen zu, sich „kulturell multipel und situativ verorten"[8] zu müssen, während wir es gleichzeitig für unangemessen halten würden, dem Sachsen, Württemberger oder Hessen das Konzept des Hybriden überstülpen zu wollen?

Dieser Fragestellung entlang sollen die folgenden Ausführungen einerseits das Spannungsverhältnis zwischen Interkulturalität und Regionalität skizzieren, andererseits aber auch einige Perspektiven für sich überschneidende Arbeitsfelder aufzeigen. Hierzu erscheint es zunächst notwendig, zwischen zwei Regionalitätstypen zu unterscheiden, einem ‚alten' und einem ‚neuen'. Systematisch zusammengenommen ergeben beide einen doppelten Konstruktcharakter des Regionalen zwischen lebensweltlicher und systemweltlicher und in gewisser Hinsicht auch diskursanalytisch zwischen interdiskursivem und spezialdiskursivem Verständnis von ‚Regionalität'. Dieser doppelte Charakter ist in Nassehis Gegenüberstellung – dort die Hybriden, hier die Nicht-Hybriden – noch unberücksichtigt geblieben. Es geht also auch darum, Nassehis Zuspitzung etwas differenzierter zu betrachten.

Der ‚alte' Regionalitätstyp

Zunächst zum geläufigeren, lebensweltlichen Verständnis des Regionalen alten Typs. Wenn von Westfalen, Hessen, Bayern, Sachsen, also den eigentlichen Gegenfiguren zum postkolonialen Migranten, die Rede ist, dann handelt es sich um kollektiv-symbolische Charakterisierungen, mit denen sich quasi automatisch Vorstellungen von besonderer Stabilität und Homogenität eines sozialen Gebildes verbinden, womöglich auch Vorstellungen eines besonderen regionalen Bewusstseins, das durch die als Brauchtum tradierten Gewohnheiten gefestigt worden ist. Sieht man einmal von den unterschiedlichen Verwendungskontexten solcher Zuschreibungen ab, dann sind hier durchaus strukturelle Parallelen zwischen Regionalismus und Nationalismus erkennbar. ‚Regionalität' kann als eine grundlegende Ausdrucksform von Monokulturalität verstanden werden, insofern gerade dieser Begriff des Regionalen auf das Heimatliche verweist und vermutlich noch wirksamer als der des Nationalen die essentielle Bindekraft des Räumlichen für die Konstitution einer Gesellschaft und ihrer Kultur auf eine geradezu selbstverständliche Weise zu betonen scheint. In Erweiterung des Begriffes ‚Raum' ist dieser Begriff

8 Ortrud Gutjahr, „Von der Nationalkultur zur Interkulturalität. Zur literarischen Semantisierung und Differenzbestimmung kollektiver Identitätskonstrukte", in: *Interkulturalität und Nationalkultur in der deutschen Literatur*, hg. v. Maja Razbojnikova-Frateva u. Hans-Gerd Winter, Dresden, 2006, S. 91-122, hier: S. 108.

der ‚Region' eher dazu geeignet, „die über räumliche Schemata geordneten Interessen zu artikulieren und eine quasi objektive Verankerung gesellschaftlicher Strukturen zu postulieren".[9] Eine soziale Gruppierung definiert sich über territoriale Eingrenzungen und leitet aus der Unveränderlichkeit einer „Landschaft" – diesem „wirkungsvollsten Raumverklärungsmythos des deutschen Sprachraums"[10] – die dominanten Merkmale ihrer Lebensform ab. Der daran anschließbare regionalistische Diskurs

> typisiert, privilegiert und diskriminiert nach Zugehörigkeit/Nichtzugehörigkeit zu bestimmten Regionen, er benutzt regionale Verortungen, um soziale Typisierungen, vor allem aber, um soziale Inklusion/Exklusion, Wir-Sie und Drinnen-Draußen-Unterscheidungen zu treffen.[11]

Es dürfte deutlich werden, dass dieser Regionalitätstyp den Problemvorgaben der ‚Interkulturalität' diametral entgegensteht. Leitende Oppositionen sind hier Grenzüberschreitung vs. Grenzziehung, Weiträumiges vs. Kleinräumiges, besonders aber Offenheit vs. Geschlossenheit gesellschaftlicher und kultureller Formationen. In dieser Reihung erscheint ‚Regionalität' dann als weitgehend obsolete, rückwärtsgewandte, ‚Interkulturalität' hingegen als gegenwartsorientierte und problembewusste Kategorie, die eher in der Lage erscheint, den Phänomenen wie Migration, Deterritorialisierung und kultureller Vermischung unter den Bedingungen vielschichtiger Globalisierungsprozesse zu begegnen.

Die Imaginationen einer räumlich segmentierten Gesellschaft, aus denen entsprechende kollektive Charaktere und anschließbare, teilweise durch Kunstliteratur institutionalisierte Kollektivsymboliken (besondere Landschaften und Wahrzeichen, Bräuche etc.) als Ausdrucksformen einer Dominanzkultur abgeleitet werden, hat deutlich Kompensationsfunktion. In dem Maße wie ‚Globalisierung' als Vernachlässigung und Entwertung des Örtlichen verstanden wird, kann im Rückgriff auf historisch eingeübte modernisierungsskeptische Sichtweisen die unbeeinflussbar erscheinende Eigendynamik abstrakter und komplexer Globalisierungsprozesse als neuerlicher Modernisierungsschub gedeutet werden. Die befürchteten Verluste an Unmittelbarkeiten und Sinnorientierungen, so die Kompensationsthese, sollen durch die Verbindlichkeiten traditioneller, historisch verankerter Lebensräume, wie sie dieser Regionalitätstyp repräsentiert, aufgefangen und ausgeglichen werden.

9 Julia Miggelbrink, *Der gezähmte Blick. Zum Wandel des Diskurses über ‚Raum' und ‚Region' in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts*, Leipzig, 2002, S. 96.

10 Gerhard Hard, „Der ‚Spatial Turn', von der Geographie her beobachtet", in: *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, hg. v. Jörg Döring u. Tristan Thielemann, Bielefeld, 2008, S. 263-315, hier: S. 280.

11 Gerhard Hard, „Zur Theorie und Empirie des ‚Regionalbewusstseins'", in: *Geographische Zeitschrift* 84 (1996), H. 4, S. 54-61, hier: S. 55.

Exkurs zur Regionalitäts- und Interkulturalitätsforschung

Der marginale Stellenwert des Regionalen innerhalb der Interkulturalitätsforschung ist Folge der fortwährenden Konzentration in den Literatur- und Kulturwissenschaften auf diesen hier skizzierten Regionalitätstyp, der nach wie vor zur Rekonstruktion homogener „Kulturräume" anhält. Zu den Konsequenzen zwei Beispiele: Norbert Mecklenburg hatte früh in einem Aufsatz über *Literaturräume* darauf insistiert, dass die „regionale Dimension von Literatur" zu den „Voraussetzungen einer interkulturellen Germanistik" gehöre. Das „interkulturelle Erkenntnisinteresse" bestehe darin, „zwischen unterschiedlichen Kultur- und Literaturräumen Brücken zu schlagen" und dies setze, so Mecklenburg, „die Wahrnehmung solcher Räume und ihrer Unterschiedlichkeit" voraus.[12] Indem Mecklenburg zumindest in diesem Aufsatz Interkulturalität in die Dimensionen des Nahräumlichen verlegt und als kulturellen Austausch zwischen Regionen verstanden wissen will, können Interkulturalitäts- und Regionalitätsdefinition sich gegenseitig stützen, insofern hier von einem Aufeinantreffen stabiler Gebilde ausgegangen wird, die nach dem Prinzip der Zugehörigkeit *qua* Herkunft organisiert sind und die man sich raumtheoretisch als Behälter vorstellen muss.[13]

Dem gegenüber hatte Renate von Heydebrand in ihrer für die Regionalitätsforschung wichtigen, historisch orientierten Untersuchung zur Literatur in Westfalen zumindest am Rande auf den blinden Fleck der Erforschung des Regionalen hingewiesen. Im Zuge der Herausbildung eines *Westfalenbewusstseins*, um deren Rekonstruktion es Heydebrand ging, war – wie sie konstatiert – die „Diskriminierung des Fremden fast notwendig die Folge".[14] Regionale und interkulturelle Perspektiven laufen gerade in diesem Punkt auseinander. Auch Mecklenburgs Versuch, Interkulturalität mit dem überkommenen Regionenkonzept in Übereinstimmung zu bringen, war geeignet, die Problematik des Fremden zu unterschätzen.

Von der Seite der Interkulturalitätsforschung her gesehen lässt sich, wenn auch mit einiger Mühe, im *Handbuch interkulturelle Germanistik* von 2003 ein allmählicher Wandel im Regionalitätsverständnis herausfiltern. Dort ist im Rahmen einer landeskundlichen Didaktik von einer „regionale Fremdkulturwissenschaft" Germanistik und der „Komplexität" der „Binnengliederung Deutschlands" die Rede, die eine „Betonung der regionalen Vielfalt in Deutschland und deren Identitätssi-

12 Norbert Mecklenburg, „Literaturräume. Thesen zur regionalen Dimension deutscher Literaturgeschichte", in: *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*, hg. v. Alois Wierlacher, München, 1985, S. 197-211, hier: S. 197.

13 An diese Position schließen neuere Konzepte von „Interregionalität" an, die das Problempotential von ‚Interkulturalität' zonal reduzieren und bezeichnenderweise mit einer Rehabilitierung herkömmlicher Regionsvorstellungen einhergehen, vgl. Peter Schmitt-Egner, „Transnationaler Regionalismus und Interregionalität. Theoretische, methodische und strategische Anmerkungen", in: *Zwischen Regionen. Grenzüberschreitende Beziehungen am Beispiel des Oberrheins*, hg. v. Hans H. Reich, Landau, 2003, S. 17-46, hier: S. 21: „[J]eder Regionsbegriff hat von seiner Raumnatur auszugehen, um zu seiner sozialen Systemnatur zu gelangen und nicht umgekehrt".

14 Renate v. Heydebrand, *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literaturhistorischer Modellentwurf*, Münster, 1983, S. 257.

cherung" erfordere.[15] ‚Regionales' wird hier zumindest andeutungsweise als Substitut des problematisch gewordenen nationalen kulturellen Ganzen verstanden und dem gegenüber als neutrale und kulturelle Pluralität suggerierende räumlich codierte Bezugsgröße verstanden. Auch wenn hier die überwiegend von den Sozialwissenschaften angestoßene Auf- und Neubewertung des Regionalen durchschimmert, in der das Nationale zunächst depotenziert und in der Folge zunehmend selbst in den Status des Regionalen gedrückt wird,[16] so ist im *Handbuch* eine systematische Auseinandersetzung mit der Kategorie, die immerhin lemmatisiert worden ist, nirgends erkennbar.

Der ‚neue' Regionalitätstyp

Das andere Konzept von Regionalität steht – wie bereits angedeutet – unter dem Vorzeichen von ‚Globalisierung', wobei dieser äußerst strapazierte und strapazierfähige Begriff hier auf seine raumpraktischen Auswirkungen fokussiert werden kann. Zwei Momente sind hier für die Erneuerung des Regionalitätsdiskurses wichtig. Dem Soziologen Peter Noller zufolge umschreibt ‚Globalisierung' – erstes Moment – einen „epistemologischen Übergang von einem traditional erdräumlich begrenzten zu einem posttraditional offenen und pluralen Verständnis des sozialen Raumes"[17]. Globale Zirkulationsbewegungen materieller wie ideeller Art inklusive der wie auch immer motivierten Migrationsbewegungen führen dazu, dass soziale und kulturelle Gemeinschaftsbildungen nicht mehr ausschließlich nach dem Prinzip räumlicher Nähe funktionieren und infolgedessen nicht mehr allein durch fixierte räumliche Begrenzungen und der Annahme homogener Räume zu beobachten sind.

Man wird diese Entwicklung sicherlich nicht eindimensional als völlige Auflösung überlieferter Lebensräume und deren Kulturen in virtuelle Welten als sukzessive „Entterritorialisierung" verstehen dürfen. Die These von der allmählichen Entkoppelung der Gesellschaft vom Raum richtet sich zunächst einmal auf die Relativierung überlieferter Lebensformen und deren Rahmungen. Der distinkte Charakter nationaler wie regionaler Kulturen, Identitäten und Wissensbestände gerät unter Druck, weil sie mit Alternativen in ein und demselben lokalen Raum konfrontiert werden. Auch wenn die Subjekte – empirisch tun sie das wahrscheinlich massenhaft – an überlieferte Lebensformen festhalten, können diese doch nicht mehr auf die selbe Weise interpretiert werden, seit man um Alternativmög-

15 Jörg Meier/Kristel Monheim, „Geographische Landeskunde", in: *Handbuch interkulturelle Germanistik*, hg. v. Alois Wierlacher u. Andrea Bogner, Stuttgart/Weimar, 2003, S. 513-519, hier: S. 514 f.

16 Vgl. Erhard Schütz, „Regionalität und Fremde. Einleitende Überlegungen", in: *Regionalität und Fremde. Literarische Konstellationen und Konzepte im deutschsprachigen Mitteleuropa*, hg. v. András F. Balogh u. dems., Berlin, 2007, S. 11-17, hier: S. 14.

17 Peter Noller, „Globalisierung, Raum und Gesellschaft. Elemente einer modernen Soziologie des Raumes", in: *Berliner Journal für Soziologie* 10 (2001), H. 1, S. 21-48, hier: S. 21.

lichkeiten weiß[18] – genau auf diese Verunsicherung und ihre Verstärkung als produktiver Reflexionseffekt zielt ja Nassehis ‚postkolonialer Migrant'. Traditionale, in überschaubaren Kulturräumen verankerte Lebensformen stellen insofern nur noch eine Möglichkeit neben anderen dar.

An diesem Wandel haben die neuen Medien einen erheblichen Anteil, weil durch sie – vermutlich mehr noch als durch die Erfahrungen realer Migrationen – „ortsgebundene kulturelle Wissensbestände ortsunabhängig, also global vermittelt und damit verfügbar" gemacht werden. In der Folge entsteht, wie es der Soziologe Helmuth Berking eindringlich formuliert hat, ein

> permanenter Strom kultureller Materialien, der als entterritorialisierte Identitätsangebote, Images und Skripte die Routinen des Alltagslebens durchschießt [und die] Individuen und Gruppen dauerhaft in Selbstexperimente [verstrickt], in denen imaginierte Identitäten und imaginierte Welten gleichsam die normative Kraft des Faktischen gewinnen.[19]

Gleichwohl verbringen die Menschen unter diesen globalisierten Bedingungen ihr Leben nach wie vor in einem lokalen Kontext – und dies, so steht zu vermuten, ist nicht nur körperlich gemeint, sondern schließt einen subjektiven Bedarf an Zugehörigkeit und lebensweltlicher Vertrautheit mit ein, der sich ja nicht notwendigerweise auf Tradition und Herkunft stützen muss.

Zu den Kennzeichen der ‚Globalisierung' gehören daher auch nach Peter Noller – zweites Moment – „Prozesse der Entankerung sozialer Beziehungen von überlieferten Mustern der gesellschaftlichen Raumordnung *und* ihre Wiederverankerung im Raum".[20] Diese Rekonfiguration sozialer Räumlichkeiten firmiert in den angelsächsischen theoretischen Globalisierungsdebatten unter dem Neologismus „Glokalisierung" als „nicht traditionalistische Renaissance des Lokalen".[21] ‚Glokalisierung' ist allerdings ein kaum operationales Kompositum aus zwei abstrakten Konzeptbegriffen. Es ließe sich dem gegenüber zeigen, dass parallel zur reflektierten Wahrnehmung von Globalisierungsphänomenen etwa seit den 1970er-Jahren in Europa neue Regionalitätsdiskurse entstehen, die zunächst von ‚unten' als Protest gegen den Zentralismus intendiert waren, aber dann im Zuge der Auflösung klarer Zentrum-Peripherie-Strukturen und der wachsenden Bedeutung supra- sowie subnationaler Größen selbst institutionalisiert wurden. Seitdem gehört ‚Regio-

18 Vgl. Benno Werlen, „Alltägliche Regionalisierung unter räumlich-zeitlich entankerten Lebensbedingungen", in: *Informationen zur Raumentwicklung* 9/10 (2000), S. 611-621, hier: S. 616 f.

19 Helmuth Berking, „Global Flows and Local Cultures'. Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozess", in: *Berliner Journal für Soziologie* 8 (1998), H. 3, S. 381-392, hier: S. 385.

20 Noller, „Globalisierung", S. 21.

21 Ulrich Beck, *Was ist Globalisierung. Irrtümer der Globalisierung – Antworten auf Globalisierung*, Frankfurt/Main, 1997, S. 87. Zum Begriff S. Roland Robertson, „Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit", in: *Perspektiven der Weltgesellschaft*, hg. v. Ulrich Beck, Frankfurt/Main, 1998, S. 192-220.

nalität' insbesondere in den gesellschaftswissenschaftlichen Spezialdiskursen zu den zentralen Bezugsgrößen.[22]

Der Vorteil der Regionalitätskategorie besteht darin, dass er im Gegensatz zum Begriff „Glokalisierung" anschlussfähiger an die bereits bestehenden Formen gesellschaftliche Raumordnung erscheint und ihre Wandlungen umfasst. Zu dem Neben- bzw. Ineinander nicht-traditionaler und traditionaler Lebensräume auf alltags- und lebensweltlicher Ebene kommen diskursive Interessen der Neubesetzung und Neudeutung von Räumen ins Spiel. Regionen können daher als Dispositive verstanden werden. Sie kennzeichnen sich überlagernde politische, ökonomische, mediale, wissenschaftliche sowie kulturell konstruierte soziale Räume. Diese Räume sind zwar noch an Territorialität gebunden, sie haben aber im Grunde nichts mehr mit einer Anpassung an die physische Umwelt zu tun, sondern beziehen sich rekursiv auf die Entwicklung eines Ausschnitts der Gesellschaft.

Regionen dieses Typs reagieren auf jene Transformationsprozesse, die im Kontext des alten Regionalitätstyps und seiner Fixierung auf Heimat und Nation, auf Familie, Brauchtum, Sprachnormen und vor allem Herkunft nicht mehr bewältigt werden konnten. Als flexible Rahmungen rechnen sie grundsätzlich mit einer heterogenen Population mit gestreuten Milieus, pluralen Lebensstilen, Migrationskulturen oder Transnationalitäten. Sie kommen also einem Zugehörigkeitsbedarf entgegen, der immer weniger an überkommenen Traditionen als vielmehr an Routinen und an Normalitäten orientiert ist, d. h. sie haben transitorischen Charakter und setzen auch die Austauschbarkeit so genannter regionaler Identitäten voraus.

Vor diesem Hintergrund dürften nun Nassehis Einschätzung der Bayern und Westfalen bzw. der regionalen Charaktere Europas als Repräsentanten bodenständiger, nicht-hybrider Kulturräume nicht mehr ganz so eindeutig erscheinen. Es wird zwar immer regionale Abwandlungen von Lebensformen geben. Die ‚Bayern' mögen sich untereinander bestimmte Gemeinsamkeiten attestieren, die in ihrer Wahrnehmung kein Zugezogener, erst recht kein Migrant aufweisen kann. Das heißt aber nicht, dass diese regionalen Abwandlungen für alle auf einen Nenner gebracht werden können, auch wenn dies in den interdiskursiven Praktiken und Kollektivsymboliken aus politischen, ökonomischen oder auch kulturtouristischen Gründen in der Regel noch der Fall ist. Viel eher drücken diese regionalen Abwandlungen – im Sinne der von Jürgen Link ausgearbeiteten Normalismus-Theorie – oftmals nur minimale Verschiebungen im Normalitätsverständnis mit entsprechenden symbolischen Normalitätsgrenzen aus.[23] Welche Bedeutungen einzelne Subjekte dann mit ‚ihrer' Region verbinden, dürfte zunehmend situativ und subjektiv differenziert ausfallen und kann immer weniger im holistischen Sinne als uniform postuliert werden.[24]

22 Vgl. Wilhelm Amann, „‚Regionalität' in den Kulturwissenschaften", in: *Periphere Zentren oder zentrale Peripherien? Kulturen und Regionen Europas zwischen Globalisierung und Regionalität*, hg. v. dems, Georg Mein u. Rolf Parr, Heidelberg, 2008, S. 13-30.

23 Vgl. Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität reproduziert wird*, 3. erg., überarb. u. neu gestalt. Ausg., Göttingen, 2006.

24 Zum Verhältnis von Region und Subjekt vgl. Benno Werlen, *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, Bd. 1.: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, Stuttgart, 1995, S. 131 f.

Andererseits bezieht Nassehis Gegenüberstellung von Hybriden und Nicht-Hybriden ihre scheinbare Evidenz gerade aus dem Universalitätsanspruch dieses hier angerissenen Normalitätsverständnisses, wenn man es auf die Ebene des Globalen projiziert. Man kann diesen Aspekt bereits an der von Nassehi aufgestellten Reihe: „Westfalen, Bayern, Deutsche[ ], Franzosen, Walliser[ ], Schotten, Andalusier[ ], Lombarden, Eidgenossen" erläutern, denn damit wird, bezogen auf die gängigen Paradigmen der Migration und trotz unterschiedlicher Sprachkulturen, immer noch eine in der Interkulturalitätsforschung häufig bemühte „Kultur des Eigenen" umschrieben. Die Reihe stellt ja keine beliebige Auswahl dar, sondern umreißt doch ziemlich genau jene europäische Kernzone, für die eigentlich spezifische und vergleichsweise einheitliche Normalitätserwartungen gelten, in der also problemlos regionale Vielfalt möglich erscheint, weil man sich insgesamt innerhalb einer stabilen Zone mit einem relativen hohen Normalitätsstandard wähnt. Die Schwierigkeiten, sich Angehörige dieser europäischen Kultur als Hybride vorzustellen, hat zunächst einmal mit diesem quasi automatisch einsetzenden hierarchischen „Modell einer globalen Normal-Ordnung"[25] und den damit verbundenen Klassifizierungen nach z. B. der ‚eigenen' ersten Welt und der ‚anderen' zweiten oder dritten Welt zu tun, wobei die Übergänge, zumindest zwischen den jeweils anschließenden Klassen relativ offen sind – die ehemalige innerdeutsche Grenze funktioniert auf diese Weise heute noch als eine reine Normalitätsklassengrenze.

Insgesamt hat diese ‚globale Normal-Ordung' aber vor allem den Effekt einer Bestätigung der Rangordnung: Hier die Angehörigen der ersten Welt, dort die Angehörigen jener Kulturen, die im Normalitäts-Gefälle sehr viel weiter unten stehen bzw. ganz aus der Skala herausfallen und denen deshalb unterstellt werden darf, dass ihnen dieser „okzidentale Normalismus"[26] deutlich attraktiver erscheint und infolgedessen hybride Lebensformen in Kauf genommen werden.

Im Zuge globaler Mobilität und Migration gerät aber auch diese bislang eher als monolithischer Block vorzustellende einheitliche europäische Normalitätsklasse unter Druck.[27] Die beschriebenen Tendenzen zur Entkoppelung der Beziehungen zwischen Gesellschaft und Raum im globalen Maßstab führen dazu, dass mittlerweile auch hier die Normalitätserwartungen vor Ort nicht mehr ohne weiteres vorausgesetzt werden können, sondern immer wieder neu, z. B. über regionale Diskurse ausgehandelt werden müssen. Darauf beziehen sich im Grunde die Konkurrenzen der Regionen untereinander und die permanenten Ausdifferenzierungen regionaler Kulturen, die auf der Ebene von Interdiskursen den Anschluss an Traditionsbestände aufrecht zu erhalten suchen, obgleich ihre Verbindlichkeit verschwunden ist.

25 Vgl. Link, *Versuch über den Normalismus*, S. 435. Aus der Sicht des Normalismus zerfällt die Welt „in Zonen und Regionen qualitativ unterschiedlicher Normalitäts-Standards" (S. 434).

26 Ebd.

27 „Eine der wichtigsten Effekte von Normalisierungsklassen liegt gerade in der Bildung großer geschlossener und sozusagen symbolisch ‚monochromer' Territorien, die nur durch relativ kleine und deutlich abgehobene ‚Ghettos' der ‚Randgruppen' […] unterbrochen werden" (ebd., S. 442).

Regionalität und interkulturelle Germanistik

Welche Konsequenzen erfolgen nun aus diesem hier skizzierten Wandel von ‚Regionalität' von einer Subkategorie des offenen oder des methodologischen Nationalismus zur Kategorie einer zunehmend mit Globalisierungsfolgen konfrontierten westlichen Normalisierungsgesellschaft für die interkulturelle Germanistik? Zunächst einmal eröffnet dieser Wandel die Möglichkeit, das Regionale nicht mehr nur als territorial gebundene Größe zu sehen, sondern als Ausdruck einer besonderen Organisation sozialräumlicher Beziehungen und deren Bewältigung durch normalistische Strategien zu fassen. Die Schwierigkeit besteht in der konkreten Analyse dieser flüchtigen regionalen Räume, in denen sich stets verschiedene Diskurse überlagern und um die Deutungsmacht konkurrieren.

Abschließend sind daher noch einmal Desiderate der Interkulturalitätsforschung zu formulieren, dabei müssen allerdings auch, wie sich an einem Beispiel zeigen lässt, Akzeptanzschwierigkeiten des flexibel Regionalen in der Gegenwartsliteratur selbst berücksichtigt werden.

Im bereits erwähnten *Handbuch interkulturelle Germanistik* ist im Abschnitt: *Kulturtheoretische Horizonte: Interkulturalität und Hybridität in den Literaturen der Welt* zu lesen:

> Die interkulturelle Germanistik kann ihre Interkulturalität erst dann unter Beweis stellen, wenn sie ihren Gegenstand nicht weltweit universalisiert, sondern ihren ‚fremden Blick' kritisch rückwendet auf die eigenen Gegenstände, Traditionen und Theorien.[28]

Dieser Vorschlag trifft sich zweifellos mit der theoretischen Funktion des postkolonialen Migranten bei Nassehi und konnte sich auch auf ein bereits zehn Jahre zuvor formuliertes Desiderat einer „immanente[n] Interkulturalität der so genannten deutschen Nationalkultur"[29] berufen. Wenn es aber im *Handbuch* im unmittelbar anschließenden Satz heißt: „Besonders die Erschließung der Literatur kultureller Minderheiten bzw. der interkulturelle Diskurs über Migrantenkultur kann von neuen Impulsen einer Weltöffnung profitieren […]",[30] dann wird der anvisierte Perspektivwechsel jedoch wieder zurückgenommen. Die Notwendigkeit der Aufwertung so genannter Migrantenliteratur innerhalb des literarischen Feldes kann natürlich nicht in Abrede gestellt werden. Die damit einhergehende Konzentration auf die Herkunft der Autoren hat sicherlich das Verdienst, vermeintlich minoritäre Literaturen ins Blickfeld zu rücken und trägt so zur Problematisierung

28 Doris Bachmann-Medick, „Kulturtheoretische Horizonte: Interkulturalität und Hybridität in den Literaturen der Welt", in: *Handbuch interkulturelle Germanistik*, S. 439-448, hier: S. 445.

29 Damit war seinerzeit noch eine traditionelle „kultur- und literaturhistorische Rekonstruktion der Territorialität und Regionalität der deutschsprachigen Kultur" verbunden, vgl. Walter Schmitz, „Das Eigene als das Fremde: ‚Interkulturalität' als Forschungsparadigma für die ‚Germanistik'", in: *Praxis interkultureller Germanistik. Forschung – Bildung – Politik*, hg. v. Bernd Thum u. Gonthier-Louis Fink u. a., München, 1993, S. 171-175, hier: S. 173.

30 Bachmann-Medick, „Kulturtheoretische Horizonte", S. 445.

des Kanons bei. Der Ansatz legitimiert darüber hinaus den Gegenstandsbereich von ‚Interkulturalität', dient der Abgrenzung gegenüber anderen Forschungsgebieten und hat überdies den Vorteil, dass die biografische Ausrichtung die Suche nach entsprechenden literarischen Themen, Stoffen und Motiven enorm erleichtert.[31] Aber der Diskurs über Migrantenliteratur und -kultur selbst tangiert doch nicht notwendig den imaginierten Kern der eigenen Kultur, sondern nährt womöglich noch die Vorstellung des Aufeinandertreffens kulturell geschlossener Gruppen und implizit damit auch die Vorstellung des privilegierten Status eines aufnehmenden Gemeinwesens und stabiler kulturellen Identitäten. Aus diesem fatalen Denkschema speist sich ja auch das Dilemma der Integrationssemantik.

Nach der Erosion fester Bezugsgrößen des Nationalen und schließlich auch des Regionalen, verstanden als Reservat einer Kultur der Autochthonen, gehört ‚Interkulturalität' nunmehr zum Bestand lokaler Diskurse. Man wird, ob man will oder nicht, der Kontingenz der eigenen Kultur gewahr, selektive Abgrenzungen zu anderen kulturellen Formen sind nicht auf Dauer fixierbar, sondern müssen immer wieder neu, z. B. über regionale Normalitätsabgrenzungen, ausgehandelt werden, das führt zu einer Vielzahl partikularer Identitätsangebote, die verglichen, nebeneinander existieren und gegebenenfalls ausgetauscht werden können.

Als Bestandteil der Gegenwartskultur und ihrer Literatur können die Fragen der ‚Interkulturalität' also nicht mehr nur am Beispiel eine Sondergruppe von Autoren erörtert werden, sondern es ist generell danach zu fragen, in welcher Form z. B. elaborierte Interdiskurse wie die Kunstliteratur diese Problematik der Neukonstitution von Lebensräumen reflektieren, womöglich auf der Folie eines überkommenen Regionalitätsverständnisses alten Typs als dessen Infragestellung, Verabschiedung oder sentimentalische Re-Inszenierung.

Von erheblichem heuristischem Wert für konkrete Analysen erscheint hier beispielsweise die archetypische Szenerie des ‚Fremden als Problem der Sesshaften'. Im Anschluss an Georg Simmels Bestimmung des nahen Fremden ist die für literarische Modellierungen maßgebliche räumliche Beziehungsform für diesen Bedeutungsgehalt des Fremden von Ortrud Gutjahr als „Einbruch des Unbekannten in einen als eigen definierten Innenraum" bezeichnet worden, sein Prototyp ist heute der Ausländer im eigenen Land.[32]

Für diese zukünftig mehr Aufmerksamkeit beanspruchende Szenerie von Interkulturalität liefert nun der im letzten Jahr unter dem poetischen Lektoratstitel *Der Mond und das Mädchen* erschienene Roman des Büchnerpreis-Trägers Martin Mosebach aufschlussreiches Anschauungsmaterial.[33]

Hans, ein junger Banker, sucht für sich und seine aus wohlbehüteten Kreisen stammende Ehefrau Ina an seinem neuen Arbeitsplatz in der Metropole Frankfurt

31 Exemplarisch: *Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch*, hg. v. Carmine Chiellino, Stuttgart/Weimar, 2000.

32 Ortrud Gutjahr, „Fremde als literarische Inszenierung", in: Dies., *Fremde. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*, Bd. 21, Würzburg, 2002, S. 47-67.

33 Martin Mosebach, *Der Mond und das Mädchen. Roman*, München, 2007.

eine angemessene Wohnung. Er mietet sich in einem übrig gebliebenen Gründerzeitbau an einem der unwirtlichsten Plätze der Stadt unweit vom Hauptbahnhof ein. Hier gerät das frisch verheiratete Paar, insbesondere Hans, in den Sog einer, wie es heißt, „Gesellschaft", die mit ihren Intrigen, Geschwätzigkeiten und einem schwer durchschaubaren Netz von Verbindungen und Abhängigkeiten die Ehe fast zum Scheitern gebracht hätte, wenn Ina ihren Mann nicht durch einen Gewaltakt – sie schlägt ihm eine Bierflasche über den Kopf – zur Räson gebracht hätte. Im Abspann berichtet der Erzähler von dem durch das väterlichen Erbe Inas doch noch möglich gewordenen „Haus in den Taunusbergen" und der Familiengründung des Paares. So in etwa das dürre Handlungsgerüst.

Dieser mit Bildungszitaten und Anspielungen auf Raumphilosophien durchsetzte Roman[34] hat einen durch Mosebachs ironischen Erzählgestus verdeckten Subtext, den das Feuilleton geflissentlich übergangen hat, und der sich noch am ehesten über das Romanpersonal erschließt. Neben den genannten Hauptfiguren sind dies ein Marokkaner, Libanesen, dazu kommen Ukrainer, Türken, u. a. mehr, kurz: Das Gegenüber der beiden Hauptfiguren setzt sich aus dem zusammen, was man mittlerweile aus ganz unterschiedlichen Gründen abschätzig eine ‚multikulturelle Gesellschaft' nennt, dazu kommen im Roman ihre mutmaßlichen Verfechter, wenn man das im selben Haus wohnende Intellektuellenpaar hinzurechnet, andere Figuren treten nicht in Erscheinung. Im Roman wird dann mit Hilfe dieser Konstellation nicht nur das Image einer weltoffenen Metropolenregion in Frage gestellt, die Grundlagen des Regionalen selbst haben sich verschoben. Denn die traditionellen Lebensformen, auf die Hans und Ina immer noch ausgerichtet sind, müssen mit einem nach undurchschaubaren Regeln funktionierenden Hauskollektiv konkurrieren, das aus Angehörigen von Ländern besteht, die eindeutig den unteren Normalitätsklassen zuzuordnen sind. Mosebach variiert in seinem Roman geschickt den literaturgeschichtlich seit der Romantik herausgebildeten Topos von den „Fremdlingen im eigenen Haus",[35] um eine durch den Modus des Ironischen nur notdürftig überdeckte Verstörung angesichts der in den ehemals vertrauten Raum eingedrungen Fremden zu thematisieren. Der Roman inszeniert also das,

34 Der Roman beginnt mit dem auf Heideggers Existentialanalyse des Wohnens gemünzten Satz: „Wer eine Wohnung sucht, hat es mit einer der seltenen Augenblicke zu tun, in denen der Mensch wirklich einmal glauben darf, über die Zukunft seines Lebens zu entscheiden, denn im Wohnen, so vieldeutig dies Wort eben ist, liegt doch das ganze Leben beschlossen." (S. 5) An anderer Stelle doziert der offensichtlich an Carl Schmitt geschulte Intellektuelle Wittekind mit „Genugtuung": „Wir haben die europäische Kultur aufgegeben und die Nachfolge der phönizischen Kultur angetreten. […] Phönizisch sei unser Verhältnis zum Raum; in den Metropolen gleichsam mit dem Rücken zum eigenen Land zu leben und in Frankfurt etwa nicht mit dem Spessart oder der Wetterau, sondern mit Tokio und New York befaßt zu sein, nicht mehr den eigenen Landraum, sondern die ferne Gegenküste im Blick habend." (S. 72 f.)

35 Vgl. Ernst-Ullrich Pinkert, „‚Fremdlinge im eigenen Haus'. Anmerkungen zu Fremdheitserfahrungen ostdeutscher Schriftsteller nach der Wende", in: *Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik*, Düsseldorf 1994, hg. v. Alois Wierlacher u. Georg Stötzel, München, 1996, S. 723-733.

was Nassehi mit seiner Figur des postkolonialen Migranten zu illustrieren versucht hatte, nämlich die ‚Verunsicherung des Lokalen durch das Globale', aber mit veränderten Konstellationen: Die Einheimischen sind jetzt zwar zu Hybriden geworden, umgekehrt aber auch die Migranten zu Sesshaften. In der Romanwelt bleibt da nur die Flucht in die Peripherie, in die Berge des Taunus.

Es bleibt zu hoffen, dass die Gegenwartsliteratur noch andere Sichtweisen auf die sich wandelnden Räume der Gesellschaft entwickelt.